Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 590. **Freitag** den 20. November 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. November.

Die Sozialdemokratie und die neuesten Wahlen.

Ein Mitarbeiter des „Schwäb. Merk." wendet sich gegen die in einzelnen Blättern ausgesprochene Ansicht, daß die Mißerfolge der Sozialdemokratie bei den preußischen Landtagswahlen als ein Beweis für den allgemeinen Rückgang der sozialdemokratischen Flut anzusehen sei. Wie falsch diese Ansicht sei, ergebe sich aus dem Resultate der Ersatzwahl, die im Reichstagswahlkreise Mittweida für den von seinem Mandate zurückgetretenen Göhre vorgenommen werden mußte.

„Diese Wahl war eine unmittelbare Folge der Dresdener Zänkereien und vermöge der begleitenden Umstände besonders als Prüfstein geeignet, wie weit der häusliche Krieg den Elan der Sozialdemokratie geschwächt, ihren Zusammenhalt gelockert haben könnte. Göhre hatte den Wahlkreis am 16. Juni von den Ordnungsparteien erobert. Da er ausgesprochenster „Revisionist" ist, so lag die Vermutung nahe, daß er hauptsächlich dieser seiner Eigenschaft seine große Stimmenzahl — er hatte vor dem nationalliberalen Gegner beinahe 8000 Stimmen voraus — zu verdanken habe. Wurde statt seiner jetzt, wie nach Dresden nicht anders zu erwarten war, ein waschechter Antirevisionist aufgestellt, so schien, zumal die betreffende Wählerschaft auch noch nach dem Parteitage den materiellen Standpunkt Göhres gebilligt hatte, die Möglichkeit, wenn nicht einer Spaltung, so doch eines entscheidenden Rückgangs der sozialdemokratischen Stimmen nicht ausgeschlossen. Auf der anderen Seite waren die Ordnungsparteien in der Lage, den im Kampf bereits erprobten nationalliberalen Kandidaten wieder aufzustellen und andere tüchtige Kräfte zu seiner Unterstützung ins Feuer zu schicken. Kurz, man gab sich in den bürgerlichen Kreisen den besten Hoffnungen auf Rückgewinnung des Wahlkreises hin. Aber der neue sozialdemokratische Kandidat hat ihn mit 16 040 gegen 10 517 Stimmen behauptet. Freilich, die sozialdemokratische Stimmziffer ist gegen den 16. Juni um 3230 zurückgegangen. Das ist jedoch nach dem bereits Gesagten um so weniger auffallend, als der ehemalige Theologe und auch jetzt noch das religiöse Moment gern betonende „Genosse" Göhre wohl wie kein anderer geeignet gewesen war, zahlreiche Mitläufer heranzuziehen, die für einen korrekten Adepten des Nihilisten Bebel nimmermehr zu haben wären. Aber auch der nationalliberale Kandidat hat gegen den Juni 2371 Stimmen eingebüßt. Bedenkt man, daß die Nationalliberalen schon vor 5 Jahren 2350 Stimmen mehr aufgebracht hatten, so sieht man, daß der jetzige Stimmenrückgang auf beiden Seiten zum großen Teile auf Rechnung der Wahlmüdigkeit zu setzen ist, die notwendig eintreten muß, wenn dieselbe Wählerschaft in demselben Jahre erst zur Reichstagswahl, dann zur Landtagswahl, endlich wieder zur Reichstagswahl berufen wird. Genug, die Wahl von Mittweida beweist, daß ein Abflauen der sozialdemokratischen Bewegung infolge der terroristischen Hervorkehrung des orthodoxen Parteistandpunktes nicht eingetreten ist."

Wir möchten dieser Auffassung gern entgegentreten und gern den Nachweis führen, daß ein Abflauen der sozialdemokratischen Bewegung wenigstens in Sachsen oder auch nur im Reichstagswahlkreise Mittweida bemerkbar sei; aber es fehlen uns leider alle Beweismittel. Wir müssen vielmehr daraus, daß der Reichstagsabgeordnete Patzig in dem Wahlkreise dem Abgeordneten Bebel so kräftig entgegentrat und ihm seine Schuld an dem Rücktritte Göhres so schlagend nachwies, ohne bei den früheren Anhängern Göhres etwas anderes als wüstes Gebrüll zu erreichen, den Schluß ziehen, daß die Dresdener Tage den Kampfeseifer der „Genossen" und ihre Geschlossenheit gegenüber ihren bürgerlichen Gegnern nicht vermindert haben und daß die Einbuße an sozialdemokratischen Stimmen bei der Mittweidaer Ersatzwahl auf dieselben Ursachen zurückzuführen ist, welche die Einbuße an bürgerlichen Stimmen herbeigeführt haben. Um so mehr müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er über den Mißerfolg der Sozialdemokratie bei den preußischen Landtagswahlen sagt: „Wer das preußische Wahlsystem und die bei der Durchführung desselben in Betracht kommenden Verhältnisse einigermaßen kennt, konnte sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß die Sozialdemokratie aus eigener Kraft schwerlich auch nur ein einziges Abgeordnetenmandat erringen werde. Darüber haben sich auch die sozialdemokratischen Führer nicht getäuscht. Warum haben sie trotzdem diesen Wahlfeldzug unternommen? Lediglich weil er ihnen durch einen törichten Parteitagsbeschluß auferlegt war. Man erinnert sich, wie Liebknecht und Singer den Gedanken der Beteiligung an den preußischen Landtagswahlen jahrelang auf Tod und Leben bekämpft haben. Bebel seinerseits war, wie gewöhnlich, bald dafür, bald dagegen. Schließlich, als es galt, sich die berüchtigte Meuterei vom Halse zu halten, bequemte man sich, der revisionistischen Richtung wenigstens diesen Brocken hinzuwerfen. Der Plan der Revisionisten war, Arm in Arm mit den Liberalen die „Reaktion", das „altpreußische Junkertum" niederzuwerfen, in der Hoffnung, daß, wenn dies gelungen sei, es der Sozialdemokratie ein Leichtes sein werde, sich auch dem Liberalismus gegenüber zur Herrin der Lage zu machen. Der Plan war gut ausgedacht; schade nur, daß Herr Singer die Klausel durchsetzte, es dürfe grundsätzlich nur für sozialdemokratische Wahlmänner gestimmt und bei den Abgeordnetenwahlen mit den Liberalen nur unter der Bedingung vollster Gegenseitigkeit zusammengegangen werden. Damit war der Plan tatsächlich durchkreuzt. Kein nüchterner Kenner und Beurteiler des liberalen Bürgertums konnte glauben, daß mehrere hundert Wahlmänner sich plötzlich kommandieren lassen würden, statt des ihrer Parteifarbe angehörenden bisherigen oder nun in Aussicht genommenen Abgeordneten einen Sozialdemokraten zu wählen. Ob es wirklich nennenswerte Politiker im sozialdemokratischen Lager gibt, die ernsthaft geglaubt haben, durch ihre bramarbasierenden Einschüchterungsversuche die Liberalen auf ihren Leim locken zu können? Es ist schwer zu glauben. Vielmehr ist das Wahrscheinlichste, daß die sozialdemokratische Parteileitung sich über das bevorstehende Fiasko nicht getäuscht hat. Aber was war zu machen? Die revisionistische Suppe, die man sich einmal hatte einbrocken lassen, mußte ausgegessen werden. Und der orthodoxe Radikalismus in der Partei hatte immerhin die Genugtuung, daß die Kluft zwischen der Sozialdemokratie und dem Liberalismus abermals ein gut Stück vertieft wurde." Weitere Folgen wird diese Episode nicht haben. Insbesondere bedeutet sie nichts für die Position der Sozialdemokratie im Reiche."

Ein Musterexemplar von einem Abgeordneten

wird voraussichtlich der preußische Landtagswahlkreis Altenkirchen-Neuwied in das Abgeordnetenhaus entsenden. Es ist der evangelische Pfarrer Heckenroth, der noch vor kurzem das Zentrum als den Todfeind des Protestantismus bezeichnete, jetzt aber, um sich das Mandat zu sichern, einen schriftlichen Pakt mit dem Zentrum dahin abgeschlossen hat, daß er und 28 hinter ihm stehende nichtultramontane Wahlmänner für das Zentrum und dieses für ihn, den evangelischen Pfarrer, stimmen wird. Die „Köln. Ztg." macht über diesen Pakt, der am Montag auf einer in Siegburg abgehaltenen Zusammenkunft zum Abschlusse kam, genaue Angaben. Nach diesen ist der Preis, den Heckenroth zu zahlen hat, der, daß er in der Schulfrage mit dem Zentrum stimmt. Das ist um so auffälliger, als da Pfarrer Heckenroth sich zwar früher als den eifrigsten Verfechter des Zedlitzschen Schulgesetzes aufgespielt hat, dann aber vor wenigen Wochen, als er Anschluß an die vereinigten Nationalliberalen und Freikonservativen suchte, dem einen Vertreter dieser Parteien erklärte, er habe jenen Standpunkt verlassen, er gehöre der gemäßigten konservativen Parteirichtung an und werde gegebenenfalls sogar unter Austritt aus der konservativen Partei gegen ein derartiges Gesetz stimmen. Nachdem er einem anderen Vertreter jener Parteien sogar noch die überraschende Mitteilung gemacht hatte, er stehe vollständig auf dem Boden des nationalliberalen Parteiprogramms, macht er jetzt dem Zentrum dieses Zugeständnis! Hinzugefügt sei noch, daß im Kreise Neuwied-Altenkirchen 256 nichtultramontane und 268 ultramontane Wahlmänner gewählt sind. Wenn also die 28 Wahlmänner für Heckenroth abfallen, so wird sich die Abstimmung, da beide Abgeordnete zugleich genannt werden müssen, folgendermaßen gestalten: Zentrumsliste: Zentrumskandidat 268, Heckenroth (B. u. Anhänger Heckenroths) 296 Stimmen. Liste der Nicht-Ultramontanen: Osthaus (nl.) 258, Weyerbusch (fk., Kanalfreund) 258 Stimmen. Heckenothsche Liste: Heckenroth 28, Zentrumskandidat 28 Stimmen. Da die absolute Mehrheit 278 Stimmen beträgt, so würde — unter der Voraussetzung, daß der schmachvolle Pakt zwischen dem evangelischen Pfarrer und dem Zentrum aufrecht erhalten bleibt — Pfarrer Heckenroth durch das Zentrum gleich im ersten Wahlgange mit 296 Stimmen gewählt werden. — Es kann natürlich nicht überraschen, daß im Wahlkreise Altenkirchen-Neuwied unter den Mitgliedern des Evangelischen Bundes, dem auch der Herr Pfarrer angehört, eine Eingabe an den Bund im Umlauf ist, in der die Ausschließung Heckenroths gefordert wird, widrigenfalls die Unterzeichner ihren eigenen Austritt erklären würden.

Frankreich und der Vatikan.

Man schreibt uns aus Paris: Man hält hier an der Annahme fest, daß die Anwesenheit des Kardinalerzbischofs Richard in Rom auf die Beziehungen zwischen Frankreich und dem heiligen Stuhle Einfluß nehmen könne. Man betrachte es als wahrscheinlich, der Zweck der Reise des Kardinals sei, dem Papste Pius X., sowie dem Staatssekretär Merry del Val Aufklärungen über die innere politische Lage in Frankreich zu geben. Bekanntlich ist dem Kardinalerzbischof Lecot von Bordeaux die Absicht zugeschrieben worden, dem Papste die Gründe zur Kenntnis zu bringen, welche dafür sprächen, daß der Präsident der französischen Republik anläßlich seines Aufenthaltes in Rom im Vatikan empfangen werde. Da nun dieser Plan fallen gelassen wurde, dränge sich die Vermutung auf, daß der Kardinalerzbischof von Paris es übernommen habe, dem Vatikan die Wünsche und Anschauungen des französischen Episkopats zu übermitteln. Außer der Frage des „nobis nominavit" im Texte der Investitionsbullen der französischen Bischöfe müssen für den französischen Kirchenfürsten noch mehrere wichtige Angelegenheiten den Gegenstand von Auseinandersetzungen im Vatikan bilden: die Haltung des französischen Klerus unter den gegenwärtigen Verhältnissen; die Stellung der Kirche gegenüber dem Problem der Trennung vom Staate; das von dem heiligen Stuhl beanspruchte Recht, daß der Ernennung aller Bischöfe die Verständigung zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhle vorauszugehen habe; das Protektorat über die Missionen im äußersten Osten; der Besuch des Präsidenten der französischen Republik. Man meint, daß der Standpunkt des Kardinalerzbischofs Richard nicht ohne Wirkung auf die in diesen Fragen zu treffenden Entscheidungen bleiben und daß dieser Einfluß sich im Sinne einer langsam vorgehenden und zu Entgegenkommen geneigten Politik geltend machen werde.

Die Lage in Südafrika.

Sowohl die englische Regierung, als auch Lord Milner, der Gouverneur von Transvaal, hatten mit großer Spannung dem Ausgange der Wahlen in der Kapkolonie entgegengesehen. Nach der Besiegung der Boerenrepubliken war die holländische Afrikanderpartei der Kapkolonie wieder das stärkste Bollwerk des südafrikanischen Boerenelements geworden. Dem Engländertume kam es daher vor allem darauf an, dem Afrikanderbund die Mehrheit im Kapparlamente zu entreißen, um dann mit einer gefügigen Parlamentsmehrheit derartige „Reformen" durchzuführen, welche die niederdeutsche Bevölkerung des Kaplandes für immer zur politischen Ohnmacht verurteilen sollten. Dieser Plan ist jedoch nunmehr gescheitert; denn im neuen Parlament wird der Bond abermals die Mehrheit haben. Die erste Folge des boerischen Wahlsieges kommt in der Stellungnahme der englischen Regierung gegenüber der Einführung chinesischer Arbeiter nach den Goldminen Transvaals zur Erscheinung. Die „Arbeiterkommission", welche mit der Minenkammer in Johannesburg ziemlich gleichbedeutend ist, hat schon seit längerem ihren Bericht über die Lage des Minenmarktes fertiggestellt und darin klipp und klar erklärt: „Ohne chinesische Arbeiter gibt es keine Goldmindustrie mehr". Die Londoner City, ebenso wie Chamberlain, Balfour und Milner haben längst die Einführung der Kulis nach Südafrika gutgeheißen; aber die Boeren wollten ihr Vaterland nicht durch das Chinesentum verseuchen lassen, und aus Furcht vor den Boeren hatte man bisher gezögert, die Erlaubnis zur Chineseneinwanderung zu geben. Erst sollte wenigstens die Bond-Mehrheit im Kapparlament beseitigt werden, da diese die denkbar schärfste Verwahrung gegen die Kulizufuhr in Gestalt eines Einwanderungsgesetzes ausgesprochen hat, welches nicht nur die Chinesen, sondern auch die farbigen Indier aus der Kapkolonie ausschließt. Man darf daher mit Spannung dem entgegensehen, was die englische Regierung jetzt tun wird. Die Minenkammer ist bereits zu offenen Drohungen übergegangen. In einem neuen Rundschreiben sagt sie: Ohne die Goldminen ist Transvaal für England wirtschaftlich wertlos. (!) Ohne die Abgaben, welche die Minen dem Staate liefern sollen, ist nicht nur nicht an eine Rückzahlung der Kriegskosten zu denken, sondern es kann nicht einmal die Verwaltung der neuen Kolonie bezahlt werden. Sollte daher die Regierung aus Rücksichtnahme auf irgend welche kurzsichtige Politiker

Feuilleton.

Ebbe und Flut.

1] Eine Strandnovelle von A. Schoebel.

(Nachdruck verboten.)

Brausend fegte der Sturm über die flache Küste und jagte die sich überstürzenden Wellen rauschend an den Strand des kleinen belgischen Badeortes. Spielend wühlte er in dem weißen Schaume und trieb die großen, losgelösten Flocken wie leichtbeschwingte, kleine Vögelchen weithin über den hellen Sand.

Die Badekarren waren vorsorglich bis an die schützende Mauer des steingepflasterten digue gezogen, nur eine einzelne stand, wie vergessen, näher an der See. Lange konnte es nicht mehr dauern, dann wurde sie von der steigenden Flut erreicht. Noch regnete es nicht, aber dunkel und schwer hingen die Wolken herniederund verschwammen am Horizont mit den grauen Fluten.

Der sonst so beliebte Strand war heute ganz öde; von den Badegästen ließ sich niemand sehen. Bei solchem Wetter war es ihnen wohl behaglicher in den Glasräumen der Hotel-Restaurants, wo man bequem bei einem Glase Wein den Aufruhr der Elemente beobachten konnte, ohne sich vom Sturm bis auf die Knochen durchpusten und die Haare zausen zu lassen.

Nur auf einem der seitlich von den Hotels liegenden, gewölbt gepflasterten Wellenbrecher, die schmal und lang in die See hinauslaufen, stand eine schlanke, in einen enganliegenden Mantel gehüllte, weibliche Gestalt. Die helle Strandmütze war tief in das blasse, schmale Gesicht des jungen Mädchens gezogen, dessen weitgeöffnete, ernste Augen mit sonderbarem Ausdruck in die schäumenden Fluten starrten. Es war kein ungefährlicher Platz. Der Sturm zerrte an ihren Kleidern, und sie mußte sich fest gegen ihn anstemmen, um nicht fortgeweht zu werden; aber sie ließ sich nicht vertreiben, wenn auch die keck über die Steine gleitenden Wellen sie immer wieder um einige Schritte zurückdrängten. — Da brach die sinkende Sonne blutigrot durch einen Riß in den tiefgehenden Wolken und überhauchte das Antlitz der Einsamen mit fahl-rötlichem Schein.

Es war ein eigentümliches, auf den ersten Blick geradezu unschönes Gesicht; besonders gaben die starken, fast zusammengewachsenen, dunkeln Augenbrauen im Verein mit den tiefen, grauen Augen ihm einen düstern, beinahe finstern Ausdruck, der nicht im Einklang stand mit der jugendlichen Erscheinung. Sie stand vornübergebeugt, dem Sturm entgegen, die Lippen leicht geöffnet, als sänge sie durstig den feuchten, kühlen Hauch ein, der ihr prickelnd die Wangen näßte, und beobachtete das wunderbare Farbenspiel auf den rollenden, sich hoch aufbäumenden und wieder zusammensinkenden Wogen. Dann folgten ihre Blicke sehnsüchtig dem Spiel der Möwen, wie sie sich eine Weile mit ausgebreiteten, weißen Schwingen vom Sturme wiegen ließen, plötzlich auf die Wellen hinunterschossen, sodaß sie in die schäumenden Kämme zu tauchen schienen, und gleich darauf wieder ihr Spiel in den Lüften fortsetzten. Ein Seufzer hob ihre Brust: „Ach, wer doch auch so leichtbeschwingt hinauf könnte, sich über das Alltägliche erheben und all die kleinlichen Sorgen und Schmerzen zurücklassen, die das Leben so schwer machen und die Seele bedrücken, daß sie ihre Flügel nicht frei entfalten kann!"

Das sinnende Mädchen zuckte plötzlich zusammen und sprang behend ein Stück zurück. Eine Welle war ihr schäumend über die Füße gelaufen und hatte ihr selbst noch den Saum des hochgehobenen Kleides genetzt. Zugleich glaubte sie, einen Ruf gehört zu haben und sah sich scheu um. Etwa die Mutter? . . . . Doch nichts war zu sehen auf dem ganzen glatten Strande, als die einzelne Badekabine, nicht weit hinter ihr.

Wie kam sie auch nur auf den sonderbaren Gedanken, daß die Mutter aus Sorge um sie sich in den Sturm hinauswagen würde! Die hatte es wohl überhaupt nicht bemerkt, daß sie sich heimlich aus dem schwülen, heißen Hotelsaal voll lachender, schwatzender Menschen fortgestohlen hatte, um ihr einsames Herz in die einsame, großartige Natur hinauszutragen. Die Mutter hatte ja Ellen, ihre schöne, älteste Tochter, was kümmerte sie da die häßliche, unscheinbare Hanna! Bitter verzog sich ihr Mund und heiß schoß es ihr in die Augen. Mein Gott, hatte sie denn immer noch nicht gelernt, sich darein zu finden! Es war nun doch einmal so, so weit sie zurückdenken konnte. Immer war die schöne Schwester mit den blonden Locken, dem zartgefärbten Gesicht und den großen, dunkelblauen Augen der verhätschelte Liebling, der Abgott des Hauses gewesen, und sie mußte dankbar sein für einen kalten Kuß, eine flüchtige Liebkosung. Selbst der sonst so gütige und gerechte Vater hatte ihre leidenschaftlichen Zärtlichkeiten doch auch nur geduldet, während seine Augen aufleuchteten, wenn er seine blonde Else sah. Er war tot, schon seit Jahren, und mit ihm hatte sie den Einzigen verloren, der ein Herz für sie gehabt hatte; denn der Mutter war sie eine Last, das wußte sie, und der Schwester war sie gleichgültig. Wie hatte sie als Kind sich schon nach Liebe gesehnt, und wieviel mehr noch schrie ihr Herz danach jetzt, wo sie mit offenen Augen in die Welt sah und sich immer allein und einsam fand.

Wieder jagte ein Windstoß ihr eine lange Welle entgegen, vor der sie zurückweichen mußte, und abermals tönte ein Ruf an ihr Ohr, aber diesmal deutlicher, sodaß sie sich erschrocken umschaute. Sie hatte sich doch allein geglaubt; wer sprach denn nur zu ihr?

Da sah sie plötzlich aus der Kabine hervor einen jungen Mann in flatterndem Wettermantel auf sie zueilen. Seine dunkeln Augen sahen sie sehr mißbilligend an, als er ihr mit tadelnder Stimme zurief: „Das ist kein Wetter für junge Damen! Gehen Sie schnell ins Hotel zurück, gleich kommt ein Guß!"

Ein erstaunt abweisender Zug trat in das Gesicht des jungen Mädchens, sie zuckte, ohne zu antworten, mit den Schultern, als wollte sie sagen: „Was geht das Sie an!" und wendete sich wieder dem Meere zu.

Doch als wollte der Himmel dem Warner recht geben, setzte auf einmal der Sturm mit verstärktem Toben ein, und zugleich fielen die ersten, schweren Tropfen. Kaum konnte sie sich auf dem schmalen Damme halten, der plötzlich ganz überflutet war. Bestürzt sah sie um sich und ließ es willenlos geschehen, daß der junge Mann, ohne ein Wort zu verlieren, fest ihren Arm ergriff und sie die wenigen Schritte zu der noch trocken stehenden Kabine hinzog, ihr das kleine Treppchen hinaufhalf und sie auf einen Stuhl schob, während er, die Kapuze seines Mantels über den Kopf ziehend, auf der Schwelle stehen blieb. Noch halb betäubt, sah sie sich um, und ihre Augen öffneten sich weit. Das war ja ein ganzes, kleines Malateliér, in dem sie sich befand! Dicht vor dem kleinen, seitlich angebrachten Fensterchen eine Staffelei, auf der eine halbfertige Skizze stand, und neben dem Malkasten, auf einem niedrigen Schemel, die achtlos hingeworfene Palette. Belustigt sah der Maler in ihr erstauntes Gesicht. Sie fing den Blick auf, und als besänne sie sich jetzt erst auf sich selbst, sagte sie leise: „Ich danke Ihnen!"

„Ah, eine Landsmännin! desto besser!" Sein Gesicht wurde wieder ernst. „Dann lassen Sie mich Ihnen auf gut Deutsch sagen, daß es zum mindesten sehr unbesonnen von Ihnen war, sich bei diesem Sturme da auf den Wellenbrecher zu stellen. Ich beobachte sie schon eine ganze Weile. Nasse Füße haben Sie sich auf jeden Fall geholt, und wie leicht konnten sie umgerissen und in die See geweht werden!"

„Das wäre auch noch nicht das Schlimmste gewesen!"

Der junge Mann sah sie befremdet an. „Haben Sie denn keine Angehörigen, die sich um Sie ängstigen?" inquirierte er weiter. — Ein wehmütiges Lächeln flog um ihre Mundwinkel; es entging ihm nicht, ebensowenig wie die scharfe, senkrechte Falte, die plötzlich zwischen den dunkeln Brauen erschien und das junge Gesicht so merkwürdig gereift und streng aussehen ließ. „Beruhigen Sie sich; meine Mutter sorgt sich nicht!" antwortete sie kurz mit verschleierter Stimme.

Ein mitleidiger Blick flog aus den dunkeln Augen des Malers über sie hin. „Armes Kind!" sagte er unwillkürlich.

Sie zuckte zusammen und die finstere Falte vertiefte sich. Wie kam sie nur dazu, sie, die sonst so Verschlossene, diesem Fremden gleich in den ersten Minuten einen Einblick in ihre Elend zu geben! Sie tat, als hätte sie seinen leisen Ausruf nicht gehört, und wie, um seine Aufmerksamkeit von ihrer Person abzulenken, bemerkte sie leichthin: „Der Guß scheint nachzulassen; ich glaube, ich kann jetzt nach Hause zurück!"

Er warf einen prüfenden Blick zum Himmel. „Einen Augenblick müssen Sie sich schon noch gedulden! Ist es hier denn nicht gemütlich?" fügte er fröhlich hinzu, „solch ein Malateliér haben Sie gewiß noch nicht betreten! Und dazu dies wunderbare Panorama. Ich habe die See selten so großartig schön gesehen. Sie müssen doch auch Sinn dafür haben, sonst würden Sie sich wohl nicht bei diesem Wetter herausgewagt haben." — Ihre Augen leuchteten auf: „Ich liebe die Natur über alles", sagte sie beinahe feierlich, „sie ist gütiger und gerechter als die Menschen, und spendet ihre Gaben an alle, ohne Unterschied der Person!"

Forschend sah er sie an. Welch eine traurige Bitterkeit bei einem so jungen Geschöpf! Sie interessierte ihn, sie hatte so sprechende Augen.

Eine Welle schlug klatschend über die unterste Stufe der Kabine. Hanna erhob sich schleunigst, doch der Maler wehrte lächelnd: „Warten Sie, das sollen Sie bequemer

SLUB
Wir führen Wissen.